

Postort: München

Jugend

NUMMER 21 1937 PREIS 60 PFENNIG



Die Rache Maria Corneras

Von Christoph Walter Drey

Die Musikschar des Linienbataillons gab in üblicher Weise in der Calle Esmeralda eines ihrer Abendkonzerte. Die Einwohner des Städtchens ergingen sich nach der sengenden Hitze des Dezembertages unter den breitkrönigen Palmen, welche die herrliche Promenade einsäumten.

Die jungen Damen, mit dem elastischen Gange der Spanierinnen, der graziösen und dabei imponierenden Haltung, befanden sich zumeist in Begleitung ihrer recht oft zu unschöner Rundung neigenden Mütter. Trugen diese eine große Würde zur Schau, so sandten die Mädchen hinter den anmutig gehandhabten Fächern aus glutvollen Augen Blicke zu den in Gruppen spazierenden Herren hinüber.

Fast alle Offiziere des Bataillons befanden sich unter den Lustwandlern. Die milde Abendluft mit dem Rauche der unvermeidlichen selbstgefertigten Zigaretten vermengend, unterhielten sie sich über militärische Vorgänge. Vergeblich bemühte sich der jugendliche Leutnant Oktavio Tornado das Gespräch auf andere Dinge zu bringen. Er erschöpfte sich in witzigen Einfällen über diese und jene vorübergehende Persönlichkeit. Aber so bereitwillig die Kameraden sonst waren, auf etwaige Scherze einzugehen, heute hatte man kaum ein kühles Lächeln dafür. Es schien, als hätte man sich das Wort gegeben, Tornado mit Zurückhaltung zu begegnen. Als man ihm aber immer weniger Beachtung schenkte, nahm er, Ermüdung vorschützend, allein auf einer Bank Platz.

„Tornado fühlt, daß etwas in der Luft liegt, was ihm verhängnisvoll werden kann“, bemerkte einer der Offiziere.

„Er ist zu morgen vor den Obersten befohlen worden, um sich wegen der Maria Cornera zu rechtfertigen.“

„Es wird ihm kaum etwas anderes übrig bleiben, als seinen Abschied zu nehmen. Waren seine Beziehungen zu der schönen Donna wirklich so intime, als er glauben zu machen sucht, so hatte er als Mann von Ehre und Charakter darüber zu schweigen!“ „Umso mehr, als die Cornera wert ist, daß man über sie den Mund hält!“

Unterdessen hatte sich zu Tornado eine Dame gesellt. Bald waren die Beiden von zahlreichen Personen umgeben und auch die Offiziere traten näher, um zu sehen, was vorging. Als das Mädchen plötzlich vor ihm stand, wollte Tornado aufspringen, aber es war etwas in ihrem Blick und im Ton ihrer Stimme, die ihn aufforderte, sitzen zu bleiben, daß er unwillkürlich gehorchte. „Nur einen Augenblick, Don Tornado!“

Der Angeredete suchte eine gleichgültige Miene anzunehmen. „Kommen Sie zu mir oder ich komme zu Ihnen! Die Straße scheint mir nicht der geeignete Ort für eine Unterredung!“

„O doch — — —“ entgegnete das Mädchen ruhig. „Ich habe die Promenade absichtlich gewählt, damit unsere Unterredung vor möglichst vielen Zeugen stattfindet. Alle diese Leute wissen, was über mich gesprochen wird — — —“

„Das ist nicht meine Schuld!“ murmelte Tornado.

„Nur Ihre, Señor, und Sie werden jetzt selbst erklären, daß es Lügen sind, die Sie über mich verbreiteten!“ Tornado lachte höhnisch.

„Lügen? Sie rechnen darauf, daß ich Damen gern gefällig bin, besonders Ihnen, Señorita; dennoch kann ich nicht Lüge nennen, was Wahrheit ist.“

Immer dichter wurde der Kreis, den die Menge um die Beiden schloß und in aller Mienen lag gespannte Erwartung.

„Es sind Lügen!“ wiederholte die junge Dame kalt.

„Wofür die Nadel spricht, die Sie in Ihrem schönen Haar tragen. Sie ist mein Geschenk —“ sagte Tornado.

„Ich leugne es nicht“, antwortete das Mädchen. „Sie schenkten sie mir. Es ist ein wertvolles Geschenk. Eine ausreichende Vergütung, für das, was ich Ihnen gewährt haben soll.“

Sie zog die Nadel aus den Locken und betrachtete sie sinnend. „Sie ist aus reinem Golde und gewiß sehr, sehr teuer. Ich gestehe, daß sie mir lieb war. Nun aber will ich sie Ihnen zurückgeben. Ich gebe Ihnen Ihr Geschenk, Sie geben mir meine Ehre wieder, Señor.“

Tornado machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich nehme nicht zurück, was man mir geschenkt habe, ebenso wenig kann ich wiedergeben, was man mir geschenkt hat!“

Er erhob sich.

„So sehr gegen alle Gesetze der Ritterlichkeit wagt Don Tornado zu verstößen, daß er die Unterhaltung mit einer Dame abbricht?“ Sie sah ihn verächtlich an. „Bueno, aber eher Sie gehen, noch ein paar Worte. Sie wollen mir nicht wiedergeben, was Sie mir nahmen — meinen Ruf — meine Ehre! Trotzdem sollen Sie Ihr Geschenk zurück haben!“

„Ich will es nicht — Sie sind wahnsinnig!“ rief Tornado, während die Menge lautlos verharrte.

„Beten Sie zu den Heiligen, daß Sie nicht wahnsinnig werden!“ Mit einem blitzschnellen Ruck flog die rechte Hand empor, die die Nadel hielt, ein furchtbarer Aufschrei Tornado, der zurücktaumelnd einigen Vigilanten, die herbeigeeilt waren, den Aufbruch zu zerstreuen, in die Arme sank — ein blinkender Gegenstand saß im rechten Auge des jungen Offiziers und ein Blutstrahl floß über das Gesicht auf die hellblaue Uniform nieder.

Mehrere Monate sind vergangen. In der Calle Esmeralda herrscht das übliche Gewoge. Die Musik spielt ihre lustigen spanischen Tänze und Märsche, hin und wieder auch eine italienische Opernmelodie, ja, selbst Strauß'sche Walzer fehlen nicht im Programm.

Das blutige Intermezzo zwischen Oktavio Tornado und der schönen Maria Cornera ist fast vergessen. Die zartesten Verhältnisse pflegen hier altzu häufig ein schreckenerregendes Ende zu nehmen. Man fand es selbstverständlich, als bekannt wurde, daß die junge Dame eines Tages oder richtiger eines Nachts aus der Commissari verschwunden war, um, wie man vermutete, sich zu Verwandten in eine Nachbarrepublik zu begeben — ebenso selbstverständlich wie ihre Genugtuung selbst.

In dem auf einer Anhöhe gelegenen Café Cuatro Naciones sitzt Oktavio Tornado. Er ist in Zivilkleidung, denn schon im Hospital hatte man ihm sein Entlassungsgesuch nahegelegt und, als er dasselbe eingereicht, es bewilligt. Eine Binde verdeckt sein rechtes Auge. Mit dem anderen starrt er hinab auf die Palmenallee. Eben ist die Sonne verschwunden und die Nacht bricht jäh herein. Die Bogenlampen flammen auf — und ist es ihr greller Schein oder eine schmerzliche Erinnerung — der junge Mann fühlt wie seinen Blick ein feuchter Schleier trübt — — — Er erhebt sich hastig. In einer Stunde fährt der Zug, der ihn hinaustragen soll über die Landesgrenzen. Flieht er vor seiner Beschämung? Warum hat er denn so mühsam das Mädchen ausgekundschaftet und in einem Brief sein Kommen angemeldet? Er hat sich einmal in seinem Leben so laut als Don Juan gebrüstet und dafür nicht nur sein Auge, sondern auch sein Herz verloren! Jetzt wird er dem Mädchen ihre Ehre — und seinen Namen bringen und mit ihr ein neues Leben beginnen.



Rom, Pincio

v. Pilar

Der ewige Ring

Geheimnis ist der Anfang und das Ende...

Eine Mutter hält ihr Kind im Schoß,
Ihre Hand streicht sacht das Eingebinde,
Ihre Augen ruhen auf der Linde
Und die Welt ist schön und leidenlos.

Und ein Landmann schreitet still furchauf,
Heiß'ges Korn aus harter Hand zerstreuend:
„Segne, Urkraft, mein Beginnen,
Schenk die Sonne, laß den Regen rinnen,
Laß an guter Ernte uns erfreuen!“

Da plötzlich — eines Glückleins sanftes
Läuten...

Die Mutter läßt ihr tändelnd Spiel,
Der Landmann starrt verloren in die Weite;
Auf beider Harfen tönt die gleiche Saite:
Sie wissen, wieder fand ein Mensch zum
Ziel!

Und doch —
Geheimnis ist der Anfang, ist das Ende!

Käte Mayer-Volgt

Nachruf

Du darfst mir glauben,
Es werden Nächte sein wie jene,
Die uns schweigend überkamen,
Und wieder werden Sterne stehen,
Sterne ohne Namen...
Und du und ich, wir sinnend
Den fernen Bildern lächelnd nach,
Die leuchtend in die Stille gingen,
Und sind ganz wach...

Walter Gottschalk

Das tönende Schicksal

Von Karl Gideon Gössele

„Du liebst mich nicht“, kreischt Milenka, ohne darauf zu achten, daß in ihre nackten Fußsohlen der scharfe Steinschotter einschneidet, der die Landstraße von Mohacs nach Packs bedeckt. „Du bist mein Tag und meine Nacht, Milenka, du bist meine Armut und mein Reichtum, Milenka, du bist mein ein und alles!“ versichert Jago. Das klingt echt, genügt aber dem jungen Weibe nicht. Sie hebt das Kind aus dem Tuche, das um ihre Brust geknüpft ist, reckt es Jago entgegen und heult: „Worte, Worte, nichts als Worte. Du trinkst Schnaps, und wir, dein Kind und ich, hungern. Du spielst in den Schenken auf, und wir, dein Kind und ich, gehen betteln. Du pflegst deine Geige, uns aber, dein Kind und mich, läßt du verkommen. So sieht deine Liebe aus!“ Nach dieser Anklage versorgt sie wieder ihr Kind.

„Du sollst nichts mehr über mich zu klagen haben“, antwortet Jago, und ein großer Entschluß ist in ihm gereift. Er hat sich vorgenommen, seine Geige wegzugeben, seine geliebte Geige, zwischen der und Milenka eine Todfeindschaft besteht. Milenka kann seit je nicht vertragen, daß er sich mit seiner Geige mehr beschäftigt als mit ihr. Seit der Hochzeit hat sie ihm der Geige wegen das Leben schwer gemacht. Er liebt Milenka, die schönste Zigeunerin zwischen Donau und Theiß. Er wird es ihr beweisen, indem er ihretwegen den geliebtesten Gegenstand weggibt.

Milenka hört auf, Vorwürfe zu machen, weil sie fühlt, daß sie gesiegt hat.

In Packs kehren sie beim Wirt Mihalek ein. Während Milenka bei den Weibern in der Küche mit ihrem Kinde prahlt, bietet Jago in der Gaststube sein Geige an. Er fordert einen lächer-

lichen Preis, aber der Wirt bietet weniger. Jago läßt nach, Mihalek gibt zu, schon haben sich Forderung und Angebot angenähert, da mischt sich der einzig anwesende Gast, ein Paprikahändler aus Szegedin, in die Auseinandersetzung. Er will das Doppelte von dem bezahlen, was der Wirt geben will. Er scheint Geigenliebhaber zu sein, denn er ist wie besessen aufgesprungen, nachdem er den tiefen, dunklen Ton gehört, den der Zigeuner seiner Geige entlockt hat. Die Geige sieht nicht schön aus, sie hat keinen Glanz und ist wurststichig. Jago hat sie von seinem Vater bekommen und der wieder vom Großvater.

Der Wirt Mihalek zieht sich zurück; er macht nur sichere Geschäfte. Wer aber meint, Jago habe dem Paprikahändler seine Geige verkauft, der irrt sich. Jago ist ein Menschenkenner, er hat das Aufleuchten in den Augen des Szegediners gesehen, und er hat es dahin gedeutet, daß das alte, geliebte Stück tönendes Holz mehr Wert haben müsse, als geboten wird. Der Paprikahändler steigert sein Angebot um das Dreifache, ja um das Fünffache. Jago bleibt fest.

Schließlich will Mihalek wütend, weil er glaubt, der Zigeuner trete sein Glück mit Füßen. Er setzt Jago vor die Tür. Noch lange hört er von draußen das Zetern Milenkas, die sich wie eine Unsinnige gebärdet, nachdem sie erfahren hat, was vor sich gegangen ist.

Ein paar Tage später taucht Jago in Budapest auf. Milenka hat er bei Duna-Földvár gelassen, wo er sie bei seinem Zigeunerstamm gut aufgehoben weiß.

Er schlendert durch die Stadt. Er geht in jede Musikalienhandlung, aber niemand macht sich die Mühe, seine Geige zu betrachten. Schließlich landet er in einem Antiquitätenladen. Er bringt sein Anliegen bei einem klugaussehenden, quicklebendigen Männchen vor und spielt ein paar ungarische Volksweisen. Wie eine Orgel tönt die alte Geige. Der Altertums Händler ist aufs höchste gefangengenommen und beugt das Instrument mit der Lupe. Plötzlich fängt er an zu zittern vor Aufregung: Er hat ein Zeichen entdeckt, das sichere Zeichen, daß es sich um eine echte Stradivari handelt. Er bietet Jago eine Summe, die ein Vermögen darstellt. Jago hat Blut geleckt und will mehr haben. Sie werden nicht einig.

Und noch etwas hat das gescheite Männchen entdeckt: Daß der zerlumpte Zigeuner eine musikalische Begabung ersten Ranges ist. So wie Jago führt nur ein geborenes Genie den Geigenbogen. Nur ein ganz großer Künstler ist fähig, so wie Jago die Erschütterungen der Seele auf der Nervenbahn über die Fingerspitzen auf die Geige zu leiten und in musikalische Schwingungen umzusetzen. Der Mann mit der Geige ist ein besseres Geschäft als die Geige ohne den Mann. Er macht Jago den Vorschlag, sich auf seine Kosten bei einem hervorragenden Konzertmeister ausbilden zu lassen, später würde er dann Jagos Impresario sein. Er breitet vor dem Zigeuner das Bild einer gewaltigen Zukunft aus.

Jago geht auf die Pläne Samogys, des Altertums Händlers, ein. Instinktsicher, wie er ist, spürt er, daß dieser es ehrlich meint. Außerdem weiß er, daß alle Trümpfe in seiner Hand sind, vor allen Dingen die Geige, von der er sich nun nicht zu trennen braucht.

Und nun beginnt ein neues Leben für Jago. Er bekommt ein Dach über den Kopf, was er noch nie erlebt hat. Er kann sorglos essen und trinken, soviel er will. Er bekommt schöne Anzüge und geht gekleidet wie ein Herr. Er kann sich seiner Geige hingeben und lernt spielend und spielt lernend. Samogy zahlt alles, Samogy ist für sein Wohl wie ein Vater besorgt, Samogy stachelt seinen Ehrgeiz an. Häufig steigt Sehnsucht in ihm auf nach der Pußt



Kopfstudie

H. Kistler

und nach seinem Weib Milenka mit ihrem wohlgeratenen Kind. Samogy verspricht, Milenka nach Budapest zu holen, sobald das Ziel erreicht ist.

Nach zehn Monaten kommt es soweit: Die große musikalische Kraft Jago ist aufgefangen worden in einer entsprechenden Beherrschung des handwerklichen Könnens. Ein erstes Konzert wird aufgezogen. Es ist ein unerhörter Erfolg. Alle Zeitungen berichten in Großaufmachung von dem Wundergeiger mit der Wundergeige. Über Nacht wird Jago berühmt. Angebote laufen ein aus Wien, aus Berlin, aus Paris, aus London. Konzertagenturen, Musikvereine, Rundfunkgesellschaften bemühen sich um Jago. Samogy prüft, veranstaltet, wertet aus. Binnen Monatsfrist gewinnt er mehr, als er durch den Kauf der Stradivari je hätte verdienen können. Jago scheffelt Geld, lebt wie ein Fürst und geigt wie ein Gott.

Und dann fährt Jago nach Duna-Földvár, um Milenka zu holen. Eine Flut von Vorwürfen brandet über ihn hinweg, weil er ein Jahr lang nichts von sich hat hören lassen. Im Grunde aber ist Milenka froh, daß sie Jago wieder hat.

In Budapest, wo Samogy die schönste Wohnung in einem vornehmen Viertel eingerichtet hat, lebt sich Milenka rasch ein, obwohl sie sich nicht ganz wohl fühlt. Die neuzeitliche Kleidung, mit der sie ihre malerische Zigeunertracht vertauscht hat, ist nicht sehr bequem, aber sie steht ihr gut, und — weil sie das weiß — tritt sie sicher auf. Sie, die ein Leben lang in Erdhöhlen und Feldscheuern genächtigt hat, tut so, als ob sie sich immer in ihren vornehm ausgestatteten Räumen aufgehalten habe. Das Kinderfräulein, das Zimmermädchen und die Köchin behandelt sie herablassend und rücksichtslos. Sie liegt die meiste Zeit über in einem seidenen Umhang auf dem Ruhebett in ihrem Ankleidezimmer und lutscht Bonbons. Ihr Kind verwöhnt sie unmaßig.

Ihren Gatten liebt Milenka mit großer Leidenschaftlichkeit und ihre Eifersucht auf all die schönen Frauen, mit denen Jago in Berührung kommt, ist grenzenlos. Wie früher paßt es ihr keineswegs, daß sich Jago mit seiner Geige mehr beschäftigt als mit ihr. Sie tobt häufig, aber sie gibt klein bei, wenn ihr zum Bewußtsein gebracht wird, daß von Jagos Arbeit mit der Geige ihr Wohlstand abhängt. Sie ist habgierig. Und Habgier, verkuppelt mit dem Wunsch, Jago ganz für sich zu haben, ist es dann auch, die das Verhängnis heraufbeschwört.

Milenka fordert von Jago, er möge die Wundergeige verkaufen, dann habe er soviel Geld, um leben zu können, ohne die ewigen

Konzertreisen machen zu müssen. Jago lehnt ab und Samogy ist außer sich. Doch Milenka ist zäh. Sie lacht, sie weint, sie streitet, sie versöhnt sich, sie macht Szene über Szene und zermürbt die Willensburg Jagos. Sie sichert Jago zu, daß er nach Verkauf der Stradivari eine andere, weniger kostbare Geige anschaffen dürfe, auf der er dann spielen könne, wann er Lust habe. Eines Tages verkauft Jago die Stradivari hinter dem Rücken Samogys.

Und damit ist Jagos Schicksal besiegelt. Samogy zieht sich gekränkt zurück. Die neue Geige sieht zwar glänzend aus, aber Klangfarbe und -fülle reichen nicht entfernt an die der verschachtelten Wundergeige heran. Jago, der Künstler, ist unglücklich und ist mit dem eigenen Spiel unzufrieden. Er gibt mit der neuen Geige ein paar Konzerte und er wird von der Kritik abgelehnt. Er verliert das Vertrauen zu sich selbst und er zieht sich vom öffentlichen Musikleben zurück. Er rührt die neue Geige nicht mehr an und beginnt zu trinken, weil sein Leben ohne Inhalt ist. Wenn er betrunken ist, wird er leichtsinnig und wirft mit Geld um sich, als ob er ein indischer Nabob sei. Er verschleudert in erschreckend kurzer Zeit sein Vermögen. Milenka ist ihm gegenüber machtlos.

Und dann müssen sie ihre große Wohnung mit einer bescheidenen vertauschen. Auch diese können sie nicht mehr halten, und eine ärmliche Dachkammer wird ihr Aufenthalt. Als der Frühling kommt, liegen sie wieder auf der Landstraße, von der sie ihren Ausgang genommen haben.

Milenka kreischt:

„Du liebst mich nicht, Jago!“

Jago sagt müde:

„Habe ich nicht alles für dich getan, Milenka?“

„Was du schon viel für mich getan hast!“ entgegnet hohnvoll das Weib.

Jetzt begehrt Jago auf.

„Habe ich aus Liebe zu dir die Wundergeige verkauft oder nicht?“

Milenka erwidert:

„Wenn du mich geliebt hättest, würdest du die Wundergeige nicht verkauft haben. Du bist kein Mann!“

Jago sieht Milenka todtraurig an.

Im nächsten Wirtshaus betrinkt er sich. Als er aufgefordert wird, zu spielen, fielt er ein paar Töne, bricht dann angewidert ab und zerschlägt die Geige am Schanktisch. Und er trinkt und trinkt, daß er acht Tage nicht mehr nüchtern wird.



Beim Schuhputzen

R. Winkler

Die Kerze

VON ERICH HELLER

Damals bewohnte ich ein kleines nüchternes Zimmer in einer Vorstadtstraße. Vor meinem Fenster der ewige Hinterhof, von der grauen Verwahrlosung einer Mietwaschküche, einer Garage und einer Matratzenfabrik umgrent.

Manchmal ließen einige junge Leute da unten ein Motorrad leerlaufen, — ganz unötigerweise, wie mir schien. Denn trotz allem geschäftigen Hantieren mit Schraubenschlüsseln und Ölkannen, trotz lebhafter Gesten konnten sich die Burschen am Ende doch nie entschließen, ihre Maschine aus dieser feuchten Gruft auf die Straße hinaus zu schieben.

Das Zimmer über mir war an einen Bankangestellten vermietet, von dessen Dasein ich bisher kaum etwas bemerkt hatte. Es sei denn, daß ich zuweilen um Mittag oder Abend ein paar hastige, hin- und hergehende Schritte vernahm; wie von einem Menschen, der nie recht zu Hause ist, der nur einmal kommt, um rasch etwas zusammenzusuchen und gleich wieder irgendwohin fortzueilen.

Ich kann mich erinnern, daß ich dem Mann einmal auf der Treppe begegnet war. — Aber was bedeutet das in einem Hause, in dem man selber fremd ist. — — —

Eines Abends, als ich gerade dabei war, das Wasser für meinen Tee aufzusetzen, fiel oben ein dumpfer Schuß. Über der plötzlichen, starren Stille, die dem Schuß folgte, schwebte für Sekunden noch das feine Siren einer nachklingenden Saite in meinem verschlossenen Klavier.

Ich blieb am Tisch stehen und lauschte in das Haus hinein. Seltsam, daß ich da auch schon alles wußte, was geschehen war, — heilsichtig wie in einem Traum. Ja, daß mich auch gar nichts verwunderte oder befremdete, als ich, — zwischen zwei Pendelschlägen der Uhr gleichsam, — das niegekannte Leben dieses Mannes zu überblicken glaubte, dieses Bankangestellten da oben, der sich soeben erschossen hatte.

Schritte wurden auf der Treppe laut. — Eine Korridorschelle wurde überhastet gedreht. — Türen gingen. — Jemand rief von ganz oben etwas in den Fluß hinab. — — —

Mit der traumhaften Selbstverständlichkeit, die alles Geschehen dieses Winterabends bestimmte, fand ich mich auf einmal mit gleichgültig-fremden Menschen zusammen in einem fremden Zimmer.

Auf dem Tisch brannte eine Kerze.

Daneben, im Dunkel eines Einwegglases, düstete eine Zigarette mit langem Aschenansatz.

In der Sofaecke, — schon halb in bräunlicher Dämmerung, — saß der Bankmensch. Sein Gesicht mit dem leicht geöffneten, etwas verzogenen Mund hatte jenen töricht erstauten Ausdruck, den man zuweilen bei Schlafenden beobachtet. — In seiner vorgebauchten Jacke hatte sich die Pistole verfangen. —

Ein Schutzmann, der plötzlich da war, rüttelte sanft an Armen und Oberkörper des Toten, bog an den Fingern und nickte mehrmals. Dann nahm er die Waffe auf und betrachtete sie eingehend von allen Seiten. „Aha...“ sagte er, mehr für sich selbst, so als könne er sich die tiefsten Ursachen und Zusammenhänge der Tat schon allein aus diesem kleinen, stahlblauen Browning erklären.

Neben dem Schutzmann, abgesondert von uns andern, die wir an der Türe standen, sah eine magere Frau, offenbar die Vermieterin, der Untersuchung zu. Soeben reichte ihr der Beamte wortlos ein Spitzendeckenchen hinüber, das dem Toten von der Sofalehne ins Genick gerutscht war.

Die Frau nahm das Deckchen an sich, mit einem unnötigen, fast komisch wirkenden Dienstfeiern, den manche Leute aber oft im Verkehr mit Amtspersonen zeigen. So hatte sie auch die Angewohnheit, fortwährend ihre Hände an der feuchten Küchenschürze abzutrocknen, sobald der Schutzmann eine kurze Frage an sie stellte.

Die Kerze auf dem Tisch flackerte mit einem Mal unruhig auf. Das weckte die Züge des Bankbeamten für Augenblicke zu einem grotesken Leben.

„Es zieht!“ ... sagte leise ein Mann neben mir, der einen Staubbesen in der Hand hielt. Vorsichtig sich im Schritt wiegend, schlich er auf den Fußspitzen nach rückwärts und klinkte mit feierlichem Gesicht die Türe ein.

„Dann ist er also vor einer halben Stunde noch bei Ihnen drüben gewesen wegen der Milchschulden?“ ... Der Schutzmann zog die Handschuhe an. „Er hat mir alles prompt bezahlt!“ ... bekräftigte die Frau. „Wer hätte denn da dran gedacht, Herr Wachmeister?“ ...

Die Frau stöhnte auf und fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen. „Ja, ja — Das konnte natürlich kein Mensch wissen! — Hat der Mann eigentlich noch Angehörige?“ ...

„Nein, Herr Wachmeister, — oder doch, — das heißt, nur 'ne Braut. Aber keine Hiesige.“

Der Wachmeister nahm den Helm vom Stuhl. „Na schön! — Dann setzen Sie sich vielleicht mit der Braut in Verbindung. — Alles andere veranlasse ich.“ Er grüßte kurz und ging.

Eine Wasserleitung sauste in der Wand. Keiner wagte das drückende Schweigen, das von der Sofaecke herzukommen schien zu stören.

Ich dachte an mein Teewasser und den Spirituskocher. Wenn etwas passierte...? ! Wenn auch!

Da trat aus unserer Gruppe ein junger Mann. Mit zwei, drei Schritten stand er an der rechten Seitenwand und — schaltete das elektrische Licht ein.

Für Augenblicke stach noch die Kerzenflamme auf dem Tisch verwachsen gegen das kalte Licht der Glühbirne ab. Doch da knickte auch schon der kleine, spitze Flammenkegel in sich zusammen und verschwand unter dem Pusten des jungen Mannes. Und dann, — ja, dann starrten wir andern auf einen winzigen Dochtrest, über dem ein paar Herzschnägel lang ein Rauchfädchen wie aus schwarzem Zwirn zitterte. Bis es ins Schwanken kam und unter den breiten, ausladenden Lampenschirm kroch.

Wie eine Erstarrung wich es da von uns. Wir drängten uns zusammen wie erlasperte Schulkinder, suchten plötzlich einer hinter dem anderen Deckung.

Und wie ein blinder, unsinniger Haß kam es da über mich, ich weiß selbst nicht warum. Ein Haß gegen diesen Menschen, gegen diesen „jungen Mann“, der mittlerweile das Zimmer verlassen hatte, als müsse alles so sein. Jemand begann zu schimpfen. Der habe es gerade nötig gehabt, der... Ich hörte wie der Mann mit dem Staubbesen aufwiegerlich auf die Frauen einredete. Das ließe er sich jedenfalls nicht mehr gefallen und jetzt sei das Maß voll. Ob dieser junge Grünspecht da aber auch nicht jede Nacht so ein Weibstück mit auf die Bude zerze. Kein Auge könne man zutun. Die Frauen stimmten ein. Eine davon sah mich an und um mir zu erklären, um wen es sich handele, deutete sie mit hämisch gekrümmten Daumen nach der Türe. Ich nickte in einem gehässigen Triumph Beifall.

Man dachte nicht mehr daran, daß ja in der Sofaecke da hinten ein Toter saß, ... nein, man keifte, schrie, drohte und ballte Fäuste: alles galt dem „jungen Mann“, der sicherlich in der Zwischenzeit schon irgendwohin zum Tanzen gegangen war. Denn er war ganz darnach angezogen, als er vorhin noch bei uns stand.

Ich bin dann hinaus gegangen.

Heute, wenn ich alles überdenke, ist es mir peinlich, daß ich diesen jungen Menschen so gehaßt habe. Daß ich in das Gebelfer da oben einstimme. Was hatte er mir denn getan?

Er hatte nur die Kerze ausgeblasen, die doch auch nicht ewig hätte brennen können. Ich habe mich später erkundigt, ob er es denn wirklich so schlimm mit den Weibern getrieben hätte, wie es damals in dem Zimmer des Bankmenschens hieß. Aber was ich erfährt ist so nichtig, daß ich es lächerlich finde, noch Worte drüber zu verlieren.

Und doch ist es so eine merkwürdige Sache, eine Kerzenflamme auszulöschen, die einer kurz vor seinem Tode noch angezündet hat.

Und die Kirche ist voll und der Pastor ist noch voller

Eine Anekdote aus Schweden

Im November 1799 war es auf dem Stockholmer Schloß sehr unruhig. Die Königin Fredrika lag krank zu Bett und man erwartete jeden Tag die Mitteilung, daß ein neues Mitglied der königlichen Familie das Licht der Welt erblickt hätte. Um 8 Uhr morgens wurde in der Stadt herumgeschickt, um alle die Ausersehenen zu versammeln, die bei einem solchen feierlichen Geschehnis dabei sein sollten. Sie kamen von allen Seiten, einige ruhig und gemessen, andere aufgeregt, wieder andere selig vor Freude, dabei sein zu dürfen. Aber es dauerte noch etwas. Der Tag ging und die Nacht auch und es war eine kalte rauhe Herbstnacht. Nichts geschah.

Der Ordensbischof Dr. Johan Gustaf Flodin, der ein Jahr später Bischof in Västerås wurde, ging fröstelnd und unlustig in dem Gemach auf und ab, aber bald kam einer der Hofherren und bat den Bischof, in das Adjutantenzimmer zu kommen, um sich mit etwas Wärmendem zu stärken.

Der Bischof leistete Folge, seine leuchtenden Augen blieben mit interessiertem Ausdruck an einer großen Bowle Dragonerpunsch haften, die einen angenehmen Duft im Zimmer verbreitete.

„Hüte Dich vor dem ersten Glase“, spricht der Moralprediger, aber ihm war sicher noch nie in einer dunklen und kalten Novemberrnacht ein Glas aus einer so herrlichen Bowle angeboten worden. Bischof Flodin liebte in allen Dingen keine Umstände. Er nahm dieses Getränk gerne in sich auf, und es wärmte so gut, daß er gleich noch eins trinken mußte. Andere Genießer kamen hinzu und die Punschbowle wurde leer und mußte gegen

eine neue ausgetauscht werden. Und dann geschah es: Um zwei Uhr in der Nacht hatte die Königin Fredrika ihrem Lande den Kronprinzen geschenkt!

Das war das Signal zu neuem Zutrinken, das abgebrochen werden mußte, denn der König befahl, daß um 4 Uhr morgens in der Storkyrkan ein Dankgottesdienst stattfinden sollte.

Die Prozession ging vor sich, der Salut hatte ganz Stockholm auf die Beine gebracht und das schöne Gotteshaus war von stillen und weniger stillen Menschen erfüllt. Die Lichter brannten, und der Gesang ertönte, und der Ordensbischof stieg in seinem ehrfurchtgebietenden Talar zur Kanzel hinauf. Ein ganz klein wenig schwankte er auf den Treppenstufen, aber er kam doch hinauf, sah sich mit etwas verschwommenen Blicken um und hub dann an:

„Der König, die Königin ist voll, die ganze schwedische Gemeinde ist voll von Freude.“

Und das war ja auch sehr schön, aber weiter kam der so wohlgestärkte Bischof nicht, denn zu seiner großen Überraschung hörte er plötzlich den alten Reichsrat Sven Bunge — er zählte damals 68 Jahre und war etwas verärgert darüber, daß man ihn mitten in der Nacht aus seinem warmen Bett herausgeholt hatte — in seiner tiefen Baßstimme ihn unterbrechen: „Und die Kirche ist voll und der Pastor ist noch voller.“

Das war ja nun nicht so schön für Flodin, aber die schwedische Gemeinde schätzte es um so mehr und nichtdestotrotz wurde Johan Gustaf ein Jahr darauf Bischof in Västerås.



Landschaft

W. Diernhöfer



Bei Dachau

H. Gschwind

DER SCHADEN

Von Jörg Engelschalk

Von Marching nach Schwifting führen zwei Weg: einer, ein Fußweg übers Moos, und einer, eine Straße, um's Moos rum. Auf allen zweien kann man nach Schwifting gehen, fahren kann man bloß auf der Straße, die um's Moos rum geht.

Weil aber der Wengerbauer von Marching diesmal zu Fuß geht, ist er auf'n Fußweg über's Moos g'gangen.

Mit'm Kaitl in Schwifting hat er vorige Woch a G'schäft g'habt und mit dem G'schäft, da happert's a bißl. Denn der Kaitl, man kennt ihn ja schon, aber daß er sowas macht hätt sich nachher der Wengerbauer doch nicht denkt...

Seine Alte daheim hat ja g'sagt: „Dies hätt i dir glei sagen können, daß da mit'm Kaitl nix g'scheids rauskimm, aber wenn man enk was sagt, nachher schimpfts ja bloß, und die Männer woll'n ja allweil im Recht sein...“

So hat dem Wengerbauer seine Alte die Wengerbäuerin von Marching g'sagt! und die anderen Leut in Marching geben was drauf was die Wengerbäuerin sagt. Nur der Wengerbauer meint immer: „Was die sagt, gilt gar nichts!“ Denn er muß immer dran denken, wie sie vor der Hochzeit g'sagt hat, daß s' neuntausend Märk hätt, und was hat s' nachher g'habt? Knapp acht warn's! Aber das wissen die andern Leut ja nicht, drum glauben ihr die auch alles, aber der Wengerbauer weiß dies halt!

In Schwifting, beim Kaitl, habens den Wengerbauer übern Hof reingehen sehen und der Kaitl ist daraufhin gleich bei der hinteren Tür rausgegangen und im Garten übers Bachl g'hupft und hat den drüberen Weg direkt zum Schloßwirt g'nommen. Denn, wenn der Wengerbauer schon selber kimm und das auch schon

z'Fuß, da muß er's g'merkt haben und dies war dem Kaitl schon gar nicht recht. Wie der dies jetzt hat merken können? Der Kaitl hat sich doch auf'n Markt immer davor hing'stellt. Wie der Wengerbauer die Kuh rechts ang'schaut hat, hatt si's ja nicht braucht, denn der Schaden war linker Hand. Aber wie der nachher auch auf die Seiten nüber ist und auch da genau hinschauen wollt, da hat der Kaitl sich zuerst davor g'stellt und dann, wie ihn der Wengerbauer wegdrückt hat — da hat er noch schnell die Hand drauf legen können auf den Schaden und der Wengerbauer hat nix seh'n können. Hinternach muß er 's aber dann doch g'merkt haben und werd deshalb jetzt herkommen sein... drum hat 's der Kaitl besser g'funden er geht weg. 's ist besser, dei' Frau isch allein“, denkt er sich, „die wird's nachher schon machen... d' Weiber wissen viel leichter a Ausred!“ Aber diesmal hat sich der Kaitl verrechnet. Der Wengerbauer hat zur Kaitlin bloß g'sagt: „So so, daheim isch er nicht, so so, nachher wer i halt später normal vorbeischau'n, wenn er nachher daheim isch“, hat der Wengerbauer ganz ruhig g'sagt, „pfua Good“ hat er auch noch g'sagt und scho war er wieder draus!

Und wo geht er hin? Wo nur der Teufel den Wengerbauer überall hinführt, sonst reut ihn jeder Pfennig und die ganze Woch vergunnt er sich keine Maß Bier. Wo treib't ihn hin?? Zum Schloßwirt, wo der Kaitl sitzt!

„s Good, 's Good beinander!“ sagt er ganz freundlich, ganz freundlich...

„s Good!“ sagt der Kaitl, ganz freundlich und „s Good, 's Good Wengerbauer!“ sagen die andern: der Schloßwirt, der Herr Ver-



Anneliese

W. Diernhöfer

Erfahrungen

Das schönste Leuchten, das es gibt,
Das ist der feengüt'ge Glanz
In jenen Augen, die man liebt,
Unter blondem Lockenkranz.

Das froheste Lachen, das erklingt,
Das ist der übermüt'ge Schall,
Der alles Schmallen leicht bezwingt,
Wie Eva bei dem Sündenfall.

Der größte Kummer, der je droht,
Das ist der seelentaube Tropf,
Der selbst schon lange mausetot,
Eh' Liebe fand in seinen Kopf...

W. H. Dammann



Fischersfrauen

W. Thaller

walter, der Maurer Dionis und der Greiffbaur, die am Ofentisch sitzen.

„s Good!“

Und schon hat er sich hingezett, der Wengerbauer von Marching zu die Schwiftinger.

Ganz ruhig isch der Dischkurs weitergangen. Der Herr Verwalter, der war aus Mecklenburg, der Herr Schloßverwalter hat grad von der Zweifruchtwirtschaft in Mecklenburg erzählt, und, wenn der Herr Verwalter erzählt, nachher dauert dies immer a bißl lang, denn der hört nicht gern wieder auf mit 'm reden... Und sagen darf man da auch nix, den der hat beim Herrn Baron was zum sagen... der Herr Schloßverwalter!

Auf einmal sagt er: „Und sie, Herr Kalbfuß...“ damit hat

er 'n Wengerbauer g'meint, weil dem sein Schreibnamen Kalb- fuß ist, und der Herr Schloßverwalter red't die Leut nur mit'm Schreibnamen an. Der find't dies glaub ich feiner! „Sie Herr Kalbfuß“, hat er g'sagt, „warum führen denn Sie auf Ihrem Hofe nicht auch die Zweifruchtwirtschaft ein? Gerade auf ihrem Boden wäre das doch viel ertragreicher!“ Ganz g'wiß „ertragreicher“ hat er g'sagt, in Mecklenburg, da soll man so sagen. „Und sie würden dann auch noch etwas mehr Jungvieh halten können und der Milchanfall wäre doch weit ergiebiger!“

Bei „Anfall“ haben alle den Wirt angeschaut, der hat nämlich ein- mal einen Wutanfall g'habt und da hätt's ihn sehen sollen, den Schloßwirt von Schwifling!

Und grad wie der Herr Schloßverwalter g'sagt hat: „Doch weit

ergiebig!" ist die Tür aufgangen und der Herr Baron ist selber kommen. Da hat nachher der Verwalter sein Maul halten müssen und die Leut in der Wirtschaft haben nie erfahren, was nachher mit der Milch ihrem Anfall war, oder werden sollte!

Aber wie der Herr Verwalter ruhig worden ist, hat der Wengerbauer z'reden angangen: „Ja, ja, ös z'Schwifing! ös Schwiftinger, ja, ja!"

Der Herr Baron ist neben dem Wengerbauer hing'sessen. „s Good Wengerbauer!", sagt er! „s Good, Herr Baron!" sagt der Wengerbauer, laßt sich aber nicht drausbringen!

„Ja, ja, ös z'Schwifing, ös verkaufts enkr Glump guat! Ös z'Schwifing!"

Der Kalt!, den dies angangen wär, hat sich duckt. Es is a so a hoalliger, der Kalt!

Der Greiffbauer hat aber das „ös z'Schwifing!" nicht vertragen und soll dann...

Was Genaues weiß man nicht, wie das eigentlich hergegangen ist. Die Verhandlung war erst im Schnitt und die Sach hat sich lang vor'm Heumahd abgspielt.

Z'Bruck ist das Amtsgericht, wo Schwifing hing'hört. Da haben s' grade einen neuen Amtsrichter bekommen und zwar einen ganz scharfen. Der hat's g'wiß richtig anpacken wollen. Als ersten hat er den Doktor von Schwifing vernommen:

„Also, Sie sind am 5. Juni zu dem Schloßverwalter Manfred Möller gerufen worden, und was haben Sie da getan?"

„Ja!", sagt der Herr Doktor, „da hab ich den Herrn Verwalter halt verbunden!"

„Wo haben Sie ihn verbunden?" fragt der Herr Amtsrichter. „In seiner Wohnung halt!", sagt der Doktor.

„Ich mein, wo an seinem Körper", fragt der Herr Amtsrichter, schon a bissl schärfer.

„Überall!" sagt der Herr Doktor. Der Herr Doktor spielt nämlich mit der alten Frau Baronin in Schwifing immer Karten.

„War er denn stark verwundet?" fragt der Herr Amtsrichter.

„Es hat g'langt!" sagt der Doktor.

Da will der Herr Verwalter etwas fragen... da sagt der Herr Amtsrichter: „Angelagter, sie sind jetzt nicht gefragt worden!" Jetzt kommt der zweite Zeuge. Der Herr Schandarm von Weißbach.

„Herr Oberwachmeister, Sie nehmen ihre Aussagen auf Ihren Dienstzeit?" sagt der Herr Amtsrichter. Der Schandarm steht stramm und antwortet: „Jawohl, Herr Oberamtsrichter!"

Die Schandarmen wissen nämlich, wie man mit solchen Herrn umgeht.

„Was haben Sie an dem bewußten Nachmittag beim Schloßwirt in Schwifing gesehen?"

Der Schandarm muß dies auswendig g'lernt haben, so gut hat er's runter g'sagt: „Es war um achtzehnhvierunddreißig, als ich auf meinem Dienstgang beim Schloßwirt in Schwifing vorbei kam. Ich wurde durch ein Geräusch, das aus der Wirtsstube, die da zur ebenen Erde liegt, kam, aufmerksam und sah dann in der Wirtsstube den Herrn Baron von Schwifing, den Herrn Schloßverwalter von Schwifing..."

Da fährt der Herr Amtsrichter dazwischen: „Fassen Sie sich etwas kürzer, denn wir haben heut noch mehr zu tun..." und der Schandarm sagt weiter: „...und den Schloßwirt und den Kalt!, und den Greiffbauern und den Maurer Dionis von Schwifing und den Wengerbauer von Marching auf dem Boden liegen und einander gegenseitig mit verschiedenen Gegenständen bearbeiten. Ich habe dann Ruhe geboten. Da hat mir, glaube ich, der Schloßverwalter mit einem Rohrstock über das rechte Bein geschlagen, weiteren Schaden nahm ich nicht!"

„So!", sagt der Herr Amtsrichter, „Sie können Platz nehmen. Und was haben Sie nun, Herr Baron Chlodwig Freiherr von Schwifing, zu dem anzugeben?"

Der Herr Baron hat dann g'sagt, er wußt' nimmer, wie das war...

„Und was sagen Sie, Maurer?"

„Ja mei, Herr Amtsrichter, heiß war's an dem Tag... und dann sind der Greiffbauer und i heimgangen!"

„Und wie sind Sie in die Sache hineingekommen, Kalbfuß?"

„I, Herr Amtsrichter, i hab mit der Sach doch gar nichts z'tun g'habt!"

„Und Sie, Möller?" — „Herr Oberamtsrichter, darf ich vielleicht bemerken, daß ich noch heute ziemlich lädiert bin und meinen rechten Arm gebrochen und die Schnitte auf der Backe..." Da



Holzschnitt

G. York

hat er den Herrn Baron ang'schaut und hat wieder g'redet: „...Backe habe ich natürlich schon lange und sonst fühle ich mich absolut nicht im geringsten verletzt!"

Jetzt hat noch der Kalt g'redet:

„Die Sach", hat er g'sagt, „Herr Amtsrichter, die Sach war nicht so ohnell! Wenn nicht der Herr Schandarm daherkommen wär, wär nix, aber auch schon gar nix gewesen. Aber der Herr Schandarm, der macht immer aus allem was. Und der Herr Verwalter wär fast gar nicht verletzt worden, wenn der Greiffbauer seinen Krug erwisch't hätte! Denn der Krug vom Greiffbauer, nämli der seine, ist aus Stein und der geht nicht kaput, aber der Greiffbauer hat dem Wirt sein' Krug erwisch't und der ist aus Glas, und bricht halt leicht, wie alle gläsernen Krüg'!"

Als jetzt der Wirt vernommen wurde, wußte der überhaupt nimmer, wer da alles dabei gewesen war...

Nach der Verhandlung trafen sich alle beim Hirschen in Bruck! Beim Hirschen da gibt's a gut's Bier und grad bei deni Gerichtstag, da geht es gut weg, und a Bier, das gut weg geht, ist nochmal so gut!

Und da hat dann der Herr Doktor gemeint, dem Verwalter müß' man einen rechten Rausch aufhängen heut, weil er gar so dumm in der Verhandlung dahergeredt hat, und der Schandarm hat gemeint, mit dem Richter wär schon zum auskommen und der Herr Baron sagt: „Freut hätt's mi, wenn der Kalt sitzen hätte" müssen, weil er sei Red' so in d' Läng zogen hat, denn die vier Mark spürt er nicht."

Nur der Wengerbauer hat sich denkt: „Vier Mark sind vier Mark, und zahlen muß er die, der Spitzbau, der verdrückt, was muß er a Kuh mit am Schaden verkaufen!"

Nur der Herr Verwalter war nicht ganz einverstanden. Warum soll er sechs Mark zahlen, wo der Schloßwirt, der Maurer Dionis und der Wengerbauer frei gängen sind? Hat er doch den gebrochenen Arm und das zerschnittene Gesicht und den ganzen Körper voller Beulen. Er war mit dem Gericht ganz und gar nicht einverstanden!

Weil der Herr Baron nur drei Mark Straf kriegt hat, hat er die ganze Gesellschaft mit'm Postauto heimfahren lassen auf seine Kosten. Den Herrn Verwalter haben's aufs Dach aufgeliagt, damit ihn der Wind ausbläst, denn der ist mit einer Frau verheirat, die auch aus Mecklenburg ist und die da droben riechen's Bier nicht gern.

Und der Schloßwirt von Pitzling hat am nächsten Tag einen neuen Glaskrug kriegt. Diesmal hat ihn der Doktor zahlt, dem Greiffbauer waren seine fünf Mark Strafe sowieso g'nug!

Das Perlenhalsband

Eine Kurzgeschichte, nach einer Idee von Anton Partsch, gestaltet von Carl Johann Heinrich

Heiß brannte die Augustsonne des Jahres 1887 auf die alte Kaiserstadt Wien nieder. Besonders auf die Mittagszeit hin wurde die Hitze fast unerträglich. Der „Graben“, von jeher den größten Verkehr und das bunteste Treiben zeigend, war an diesem Tage ausnahmsweise menschenleer.

Seit Jahrhunderten bietet ja der „Graben“ ein getreues Spiegelbild vom Leben und Treiben der schönen Stadt. Alle Wandlungen in Sitten und Gewohnheit ihrer Bewohner traten am „Graben“ am besten in die Erscheinung, zeigten sich hier am deutlichsten im Gange seiner Spaziergänger und in der Aufmachung seiner Läden. Der „Graben“ bot immer eine Art Querschnitt der Bevölkerung Wiens, sozusagen, eine „Taschenaussage“ davon. Die bemerkenswerteste Gestalt darin war der berühmte „Grabenfiaker“. Er stellte eine Art Auslese des so volkstümlichen Wiener Fiakers dar; fesch und flott war der leichte Wagen, nett und sauber die flinken Rössel.

Der Kutscher, gewohnt mit Kavallieren zu verkehren, war selber Kavaller vom Scheitel bis zur Sohle. Den „Stößer“ (Hut) keck auf das linke Ohr gestülpt, im feinen Jackett, unter dem die helle Weste und die gewichtige Uhrkette sichtbar wurden, mit einer Hose nach „höchstem Schan“ (Genre), so stand er da, der Grabenfiaker.

Wer damals Wien genießen wollte, der mußte eine Praterfahrt mit dem Grabenfiaker machen.

Wenn der seine russischen Traber „schießen“ ließ, mitten im Gefühl von Wagen und Fußgänger, in einem Tempo, daß man stets einen Zusammenstoß unvermeidlich glauben mußte, dann erkannte man erst, welch großer Künstler im Fahren der Fiaker war, ein Künstler, der darob auch Welt Ruhm genoß.

Drüben am Portal des Trattnerhofes stand der Gotschewer (Südfrüchthändler), der seine Pomeranzen und Feigen ausbot, daneben der „Pintscherverkäufer“, ein Mann, der unter den Armen und in jeder Rocktasche ein junges Hündchen hatte, auch sie gehörten zu den bekanntesten Grabenfiguren.

Der „Figurini“, der Italiener mit den niedlichen Pigfiguren, die „fische Godi“ mit der „Buttn“, das beliebte „Wiener Wascher-madel“ mit den kleinen „Fußl“ und dem süßen „Goschl“, sie alle mit samt dem Wiener Schusterbuben konnte man hier kennen lernen, wenn die Burgwache mit klingendem Spiel vorbeimarschierte.

Die Dreifaltigkeitssäule dort vorne war von Leopold I 1687 zum Andenken an die Abwendung der großen Pest errichtet worden und hier links am „Stock im Eisen“-Platz steht der mit Nägeln in allen Größen gespickte Baumstamm, ein Überbleibsel des Wienerwaldes, der sich vor vielen hundert Jahren bis an die Mauern der alten Stadt erstreckt hatte. Jeder Schlossergesell auf der Wanderschaft schlug in diesen Stamm einen Nagel ein. Und so war der Stamm im Laufe der Zeit in einen Eisenpanzer gehüllt worden, in dem er heute noch dasteht.

Am „Graben“ befanden sich auch die vornehmsten und prachtvollsten Kaufläden, mit Schaufenstern, deren Inhalt unermessliche Werte darstellte.

Der Hof, die Aristokratie, die vornehmen Damen und Herren, die ganze gute Gesellschaft, sie machten hier ihre Einkäufe. Und ein Gegenstand, der die Marke einer „Wiener Grabenfirma“ trug, galt dem damit Beschenkten besonders viel. Natürlich waren auch die Preise dementsprechend hohe.

Gegenüber dem Café Schrangl lag das altbekannte und angesehene Juwelgeschäft von Sch... „K.u.k. Hofjuwelier“ stand auf dem Firmenschild zu lesen. Obwohl der Verkaufsladen der mehr als hundertunfünfzig Jahre bestehenden Firma ziemlich einfach und altmodisch eingerichtet war, wußte doch jedes Kind, daß er die wertvollsten Schätze barg.

Der Besitzer, eine typisch Altwiener Gestalt, hatte den Ruf, einer der bewährtesten Juwelierfachleute zu sein.

Der alte Herr hatte eben ein Vergrößerungsglas in der Hand und prüfte die Fassung eines wertvollen Brillantringes, als eine ele-

gante Equipage, vom „Stock im Eisen“-Platz kommend, in den „Graben“ einbog und vor seinem Laden anhielt.

Kutscher und Diener waren in dunkelblaue Livree gekleidet. Die großen, flachen Silberknöpfe zierte eine Grafenkrone und auch am Wagenschlag war die Krone angebracht. Der Kutscher hatte die Pferde kaum zum Stehen gebracht, als schon der Diener vom Bock sprang und, seinen Zylinder lüftend, seinem Herrn die Wagentüre öffnete. Der Juwelier, Ring und Vergrößerungsglas weglegend und nunmehr die vornehme Kundschaft erwartend, sah einen etwa fünfzigjährigen, in Hellgrau gekleideten Herrn aussteigen, dessen Erscheinung und Auftreten ganz den Aristokraten erkennen ließ.

Der Herr wechselte noch einige Worte mit seinem Diener und betrat dann den Laden, dessen Türe der Juwelier mit leichter Verbeugung geöffnet hatte.

„Mit was darf ich dienen?“ fragte der Geschäftsinhaber verbindlich, gleichzeitig seinem Kunden einen Stuhl an den kleinen Ladentisch schiebend, unter dessen Glasplatte Diamantringe und Nadeln in tausend Farben funkelten.

„Ich komme auf besondere Empfehlung meines Freundes, des Grafen Sanorody, der, wie er uns erzählte, Ihr langjähriger Kunde ist“, sagte der Herr.

„Das freut mich außerordentlich“, erwiderte der Juwelier, „besonders die Frau Gräfin Sanorody ist eine sehr treue Kundin von mir.“

„Ich sollte mich nur vertrauensvoll an Sie wenden mit meinen Wünschen, wurde mir gesagt.“

„Sie können versichert sein, Herr...“. Der Juwelier stockte einen Augenblick, da er nicht wußte, mit welchem Titel er seinen Kunden anreden sollte.

Der Herr in Grau lächelte, während er sagte: „Graf Ludomirsky“. Der Andere verneigte sich in verbindlicher Form. „Sie können versichert sein, Herr Graf, daß Sie bei mir aufs beste beraten werden, wenn Sie mir Ihre Wünsche bekanntgeben.“

„Es handelt sich um ein Brautgeschenk für meine zukünftige Schwiegertochter, und da wollte ich gerne das Perlenhalsband sehen, von dem mir die Gräfin Sanorody so begeistert erzählt hat.“

„Ach ja!“ meinte der Händler, „die Frau Gräfin hat sich in dieses Schmuckstück förmlich verliebt.“

Er holte einen Bund Schlüssel aus der Tasche, öffnete einen Tresor, der in der einen Ecke des Ladens eingebaut war, und holte eine kleine Kassette heraus, der er das Perlenhalsband entnahm.

„Ahl!“ sagte der Graf. „Wirklich ein wundervolles Stück! Und der Preis?“

„Fünfundsechzigtausend Gulden!“ erwiderte der Juwelier, einen Blick durch das Schaufenster auf den „Graben“ werfend.

„Donnerwetter!“ entfuhr es dem Grafen. „Ein netter Betrag!“

„Das scheint nur so, entgegnete der Händler. „Der Preis müßte eigentlich weit höher sein, denn der wirkliche Wert dieser Perlenkette ist ein bedeutend höherer. Nur der Umstand, daß ich dieses Halsband auf einer Auktion in London ganz besonders günstig kaufen konnte, erlaubt mir, den Preis so niedrig zu halten.“

„Ihre Firma bürgt mir für diese Angaben“, antwortete der Graf. Das Gespräch wurde unterbrochen, denn die Türe des Ladens wurde geöffnet und eine elegante Dame in Begleitung eines Husarenobersten, anscheinend ihres Gatten, traten ein.

Der Juwelier beeilte sich, zwei Stühle zu holen und bat das Paar, sich einige Minuten gedulden zu wollen.

Der Graf und der Oberst grüßten mit leichtem Kopfnicken, während der Juwelier sich wieder seinem ersten Kunden zuwandte.

„Ich bin der festen Überzeugung, Herr Graf“, sagte er, „daß Sie nicht nur in Wien, sondern auch in allen anderen Großstädten

unseres Erdteiles ein würdiges Gegenstück nicht zu finden vermögen."

"Ein wundervolles Perlelängschmiede!" flüsterte die Dame ihrem Begleiter ins Ohr. Der Graf schien jedoch die Worte vernommen zu haben, denn er wandte sich mit einem Lächeln an die Dame und fragte:

"Gefällt es Ihnen, gnädige Frau? Die Damen haben ja in Schmucksachen ein besseres Verständnis als wir Männer."

"Verzeihen!" mischte sich jetzt der Oberst ins Gespräch. "Habe ich nicht mit Graf Ludomirsky die Ehre?"

"Jawohl, zu dienen!" entgegnete dieser und sah den Oberst groß an.

"Kennst du mich denn nicht mehr, Ladislaus?" fragte der Oberst aufstehend. "Deinen ehemaligen Akademiekameraden Aladar Kövéri!"

"Mein Gott! Aladar!" entgegnete der Graf hocherfreut und erhob sich, dem Obersten herzlich die Hand schüttelnd. "Welch ein Zufall, nach so vielen Jahren sich hier wieder zu finden!"

"Gestatte, daß ich dich mit meiner Frau bekannt mache", erwiderte der Oberst. "Mein alter Schulkamerad, Graf Ludomirsky!" erklärte er seiner Gattin, "den ich fast dreißig Jahre nicht mehr gesehen habe."

"Fünftunddreißig!", lachte der Graf.

"Ach was! Mach uns nicht älter, als wir sind", scherzte der Oberst.

"Verzeihen Sie!" wandte sich der Graf an den Juwelier: "Wenn wir einige Minuten vom Geschäftlichen abschweifen, aber man freut sich eben, einen alten Bekannten und Kameraden wiederzufinden."

"Bitte sehr!" entgegnete der Juwelier. "Ich habe Zeit. In den Mittagstunden ist es doch immer recht still bei uns. Mein Gehilfe ist auch zu Tisch, die Herrschaften brauchen sich also nicht stören zu lassen."

"Wann kommt Ihr Gehilfe?" fragte der Graf so nebenbei.

"Etwa in einer Stunde! Um zwei Uhr!" erklärte der Juwelier.

"Dann haben wir ja Zeit!", meinte der Graf, "dann kann ich ja meinen Wagen noch wegschicken."

Er stand auf und ging zur Türe.

Der Kutscher war mit dem Wagen auf die andere Straßenseite gefahren, weil dort die Häuserreihe den Pferden etwas Schatten spendete.

Der Diener dagegen stand vor dem Juweliergeschäft, der Befehle seines Herrn harrend.

"Prachtvolle Tiere!" sagte der Oberst, auf die Straße blickend.

"Wenn sich schon die Grabenflaker ein Paar Pferde so eingehend betrachten", meinte der Juwelier, "dann müssen es besonders wertvolle Tiere sein."

Er machte diese Bemerkung, als er sah, daß einige Flaker die lange Virginia rauchend, mit Kennern die prachtvollen Rappen musterten und von Zeit zu Zeit anerkennend mit den Köpfen nickten.

Der Graf war vor die Türe getreten und hatte dem Diener einen kurzen Befehl erteilt, worauf dieser sich zum Wagen begab, der bald darauf abfuhr.

Der Graf kehrte zurück.

"Ich habe meinen Wagen meiner Frau geschickt!" bemerkte er, "die in etwa einer Stunde abreisen will, zu meinem Sohn nach Olmütz."

"Ist dein Sohn in Olmütz?" fragte der Oberst interessiert.

"Ja, er steht bei den Dragonern als Oberleutnant in Garnison."

"Für einen so großen Sohn ein sehr jugendlicher Vater!" bemerkte die Frau Oberst.

"In wenigen Tagen schon Schwiegerpapa!" lachte der Graf.

"Dann ist der Großpapa auch nicht mehr weit!" meinte der Oberst und alle lachten herzlich zu dieser Bemerkung.

Man kam nun wieder auf das Geschäftliche zurück, nachdem der Graf von der Verlobung seines Sohnes mit der Gräfin Wildenfels erzählt hatte.

"Ich werde das Halsband kaufen!" erklärte der Graf, "ich möchte aber noch ein paar Ohrgehänge und ein passendes Armband in Brillanten haben. — Gnädige Frau sind wohl so gütig", wandte er sich an die Frau Oberst, "und sind mir bei der Auswahl behilflich."

Der Juwelier legte eine reiche Auswahl vor und schließlich einigte man sich auf eine Garnitur im Werte von achtzehntausend Gulden.

Der Graf warf einen Blick auf seine Uhr und meinte: "Zwanzig Minuten vor zwei. Mein Wagen müßte schon hier sein."

In diesem Augenblicke fuhr der Wagen vor.

Der Diener trat ein und meldete, daß die Frau Gräfin den Zug benutzen wolle, der zehn Minuten nach zwei Uhr abfähre.

"Dann ist es höchste Zeit!" sagte der Graf aufstehend und zog eine umfangreiche Brieftasche hervor, in der einige Bündel von Tausendern steckten.

"Wollen Sie mir bitte gleich die Rechnung heraus schreiben und quittieren", wandte er sich an den Juwelier, der bereits damit beschäftigt war, die Schmucksachen sorgfältig zu verpacken.

Der Juwelier beeilte sich die Rechnung auszustellen; unterdessen zählte der Graf einen Stapel Tausender auf den Tisch, während der Oberst und dessen Frau aufmerksam zusahen.

"Wieviel macht die Summe aus?" fragte der Graf, der in sichtlicher Verlegenheit in seinen Taschen suchte.

"Dreihundachtzigtausend Gulden!" erwiderte der Juwelier.

"Hm!" machte der Graf. Es schien ihm sehr peinlich zu sein. "Mein Geld reicht nicht aus, wie ich soeben feststellen muß, auch habe ich mein Scheckbuch nicht bei mir."

"Wieviel hast du denn da?" fragte der Oberst.

"Zweihundsechzigtausend Gulden!"

"Die Einundzwanzigttausend kannst du ja überweisen", meinte der Oberst.

"Bedaure außerordentlich!" nahm der Juwelier das Wort, "und bitte es nicht falsch aufzufassen; ich kann aber den Schmuck, zumindestens das Perlenhalsband nicht herausgeben, bevor ich den Kaufpreis voll erhalten habe."

"Nanu!" meinte der Oberst. "Der Herr Graf ist Ihnen doch gut genug dafür."

"Ich habe bisher noch nicht die Ehre gehabt, den Herrn Grafen in meiner Kundenliste führen zu dürfen, und kann darum von meinen geschäftlichen Grundsätzen nicht abgehen. Der Kauf kann ja bis morgen verschoben werden."

"Das geht leider nicht!" sagte der Graf, der aufgeregt und überlegend hin und hergegangen war. "Meine Frau fährt in einer Viertelstunde ab und will das Geschenk mitnehmen."

"Mit fünf bis sechs Tausender kann ich dir aushelfen!" fiel der Oberst ein, "aber das reicht ja auch nicht."

"Aber eine Gefälligkeit könntest du mir erweisen, falls der Herr Chef hier einverstanden ist."

"Und das wäre?", wollte der Oberst wissen.

"Du bleibst eine halbe Stunde als, ich möchte sagen, mein Bürge zum Pfand hier. Ich bringe meine Frau zur Bahn und besorge mir dann bei einem Geschäftsfreunde das fehlende Geld. In dreißig Minuten bin ich wieder da."

(Fortsetzung Seite 335)



Zwischen Lido und San Marco

R. Winkler

BUCHBESPRECHUNG

Sankt Helena. II. Teil. „Der Tod des Kaisers“. (Eugen Rentsch Verlag, Erlenhof/Zürich und Leipzig.)

Hatte der Verfasser am I. Teil seines Werkes („Die Gefangenschaft Napoleons“) eine ungewöhnliche, der Größe des Stoffes angemessene Darstellungskraft erwiesen, so bekundet der zweite, abschließende

Band „Der Tod des Kaisers“ höchste und letzte Steigerung. Gewiß, Aubry hat mit dem fanatischen Eifer des berufenen Geschichtsforschers auch jene Quellen für sein Buch erschlossen, die längst versiegt schienen. Kein Wort, keine Handlung des gestürzten, auf weltvergessenem Felsenriff dahinsterbenden Imperators, die nicht dokumentarische Beglaubigung fanden. Doch würde aus dem Bericht historischer Tatsachen noch immer nicht ein Werk wie dieses entstehen können, das über die Bezirke der Persönlichkeit und einmaligen

geschichtlichen Geschehens weit hinausweist, das Drama von Sankt Helena zum tief wirkenden Sinnbild irdischer Vergänglichkeit und schmerzreichen Menschenschicksals macht. Aubry enthält sich aller Legenden, die Bewunderung und Haß gleichermaßen um die Person des Kaisers gewoben hatten. Seines Purpurs entkleidet, sühnend, geht hier ein Mensch den einsamen Weg zum Tode. Zeitloses Symbol stellt sich in schreckhafter Größe vor die Besinnlichkeit.

A. Wisbeck

Klischees Werbung
für Reklamewerke
Kunst, Entwürfe
u. Zeichnungen
Münchener
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Direkt vom Hersteller!
Stieppdecken ab M. 16.50
Daunendecken ab M. 38.50
Federn, Betten, Innets gut und preiswert. Großes Lager moderner Bezugstoffe, Umarbeitung aller Decken und Plümes. / Unveränderliche Musterzusendung nach auswärts!
Centa Triendl, München F
Fürberggraben 21/1 (Kein Laden!) - Telefon 13877

Qualitätsdrucke
geben Ihrer Werbung
eine besondere Note
Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnstr. 8-10, Tel. 20763

Rad Wildungen für Niere und Blase
Helenenquelle
ZUR HAUS-TRINKKUR:
bei Nieren-, Blasen- und Frauen-
leiden, Harnsteine, Eiereiß, Zucker

Was
ist
Lebensbuddi
Die Bläse, be-
liebt, bewacht Groß-
Organisation d. Stie-
denen u. soll nahezu
25 Jahren ein takto-
ler, gewaltig. Heller
b. d. Eckenbahn. Keine
gewarben. Vermittl.
Vielzahl. Anerken-
auch von krebt. Be-
hörden. Kostenlos. Berat.
Aufklärungssch. d. d. d.
ges. 24 Pfg. Porto d. d.
Bundesleitung
Verlag Berelair,
München 67
Sendlingerstraße 55

Hallreiter's
Kräuterfuren
propr
Rropf
u. **Bafedow**
Ter zum Trinken
und Umhülle
Unfahl. u. giftfrei.
Sert. Sie helfen
Stark
Feide. Hallreiter
München
bei München

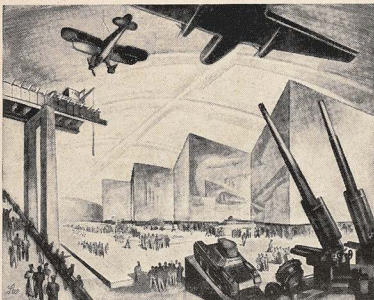
Bei quälendem
Asthma
Schneller Verfall, schnelle, Luftüberflutung,
hartnäckige Atemnot in Atemschwierigkeiten
haben sich Dr. Boethers-Zigaretten auch im
alltäglichen erfolgreich bewährt. Erprobtes,
unschädliches, fruchtbares Pulvermittel. Ein-
halb 2 erprobte Zigaretten. Günstig, aus-
verfüllt, Keimig, beruhigt und fördert
die angestrebte Heilung. In d. Pack. 20, 45
und 50 Zigaretten. Dargestellt von
Patienten, sehr viele Schriftl. Anerkennungen
von Ärzten. Inter. Dr. Boethers mit Dank-
schreiben und Probe gratis. Schreiben Sie an:
Dr. Boethers GmbH, München 16/R 95

Preiswert, solid,
Schuh
von Rid
Wasserfeste
Marochstiefel
in allen
Preislagen
Uniform-
zugfeld in
größter Auswahl

Straßenschuhe
Hauspreislisten R.M.
14.50, 16.50, 18.50 usw.
**Schuhhaus
Rid**
München 2 NO
nur Fürststraße 7
1 Min. v. Odenplatz
und sonst abends.
Geöffnet 1873
Vertragsgemeinschaft
d. B. C. - Lieferant
aller Kleiderkassen

Werbung
bringt Arbeit

Der Kupfinger Wastl
geht zum **Bauerntheater**
von Michel Vomland
Für RM. 2.50 bei ihrem Buchhändler
G. Hirth Verlag AG, München 2 NO



Zeichnung: Sweekhorst

„Gebt mir vier Jahre Zeit!“

Die erste umfassende Leistungsschau des
Nationalsozialismus

Berlin 29. April — 20. Juni 1937

Ausstellungshallen am Funkturm

Blick in die Ausstellungshalle II. An der rechten Breitseite die großen dreieckigen Wände, die hängend in die Halle eingezogen sind. Sie gliedern die Ausstellung in die 4 großen Abschnitte: Deutsche Arbeit, deutscher Sozialismus, deutsche Kultur, deutsche Politik. Links im Bilde, über der zur Galerie herauf-führenden Treppe, das naturgetreue Modell der Mangfall-Brücke auf der Reichsautobahn München-Landesgrenze.

„Das machen wir, nicht wahr!“ wandte sich der Oberst an seine Frau.

„Gern!“ sagte diese, „wenn der Herr Juwelier einverstanden ist.“

„Ich möchte die Herrschaften nicht beleidigen“ versetzte der Geschäftsmann, „und will mich ausnahmsweise damit einverstanden erklären.“

„Meinen verbindlichsten Dank zunächst“, sagte der Graf, den Schmuck in Empfang nehmend, nachdem der Juwelier das ihm übergebene Geld nur flüchtig nachgesehen und dann beiseite geschoben hatte, um es offen liegen zu lassen, bis der Graf zurück sei.

Dieser mußte sich beeilen, denn der Uhrzeiger stand schon auf zwei Uhr.

„Auf Wiedersehen in einer halben Stunde!“ rief er den Anwesenden zu und eilte in seinen Wagen, der im raschen Tempo wegfuhr.

Der Oberst wählte nun einen Brillantring für seine Frau und unterhielt sich mit dem Händler.

Die Zeit verging und verging. Die halbe Stunde war längst verflossen. Der Graf war noch nicht zurück. Auch der Gehilfe schien heute unpünktlich zu sein, was dem Juwelier doppelt peinlich war, weil er dadurch allein und damit an den Laden gebunden war.

Der Oberst wurde nachgerade ungeduldig und erklärte, er könne unmöglich länger warten, weil der Dienst rufe.

Nun wurde auch der Juwelier ärgerlich und gab dem Obersten zu verstehen, daß er keinesfalls gesonnen sei, ihn ohne weiteres gehen zu lassen.

So kam es schließlich zu einer erregten Auseinandersetzung zwischen den beiden Herren.

Auf der Straße wurde man aufmerksam und rasch sammelten sich die Menschen vor dem Laden. Im Handumdrehen war ein Gedränge vor der Türe. Da, plötzlich ein heftiger Knall. Eine Schaufensterscheibe war eingedrückt worden.

Verzweifelt rang der Juwelier die Hände, als plötzlich zwei Schutzleute in Uniform auf der Bildfläche erschienen, in ihrem Gefolge ein sehr bestimmt auftretender Herr in Zivil.

Das Publikum wurde aufgefordert, weiter zu gehen und der Herr

trat in den Laden. „Kriminal-Kommissar Krause!“ stellte er sich vor und wies seine Marke

Der Juwelier erzählte in größter Aufregung den ganzen Hergang und deutete auf das noch daliegende Geld.

Der Kommissar nahm eine Tausendguldennote zur Hand, prüfte sie, hielt sie gegen das Licht und sagte nur kurz: „Falschgeld!“ Fassunglos sahen sich die Anwesenden an.

„Herr Oberst“ ertönte jetzt die Stimme des Kommissars. „So leid es mir tut, ich muß Sie bitten, mir zum Stadthaus zu folgen, auch die Dame, wenn ich bitten darf.“

Alle Einwände des Obersten blieben wirkungslos, der Beamte bestand auf seinen Befehl und winkte den beiden Schutzleuten, die nun eintraten.

Ein Fiaker wurde geholt, der Oberst und seine Frau mußten einsteigen, während ein Schutzmann sich neben den Kutscher auf den Bock schwang.

„Das Falschgeld muß ich beschlagnahmen!“ erklärte der Kommissar, öffnete seine Brieftasche und legte die Scheine hinein. „Ich bitte Sie“, sagte er zum Juwelier gewandt, „so bald Ihr Gehilfe da ist, aufs Stadthaus zu kommen, Zimmer 107. Den Obersten behalte ich solange da.“

Dann bestieg auch er den Wagen, der von Menschen umlagert war. In flottem Tempo fuhr der Fiaker ab.

Als nach etwa einer Stunde der Gehilfe des Juweliers in ungeheuerem Zustand erschien und sich entschuldigte, von einem fremden Herrn eingeladen worden zu sein, kündigte ihm sein Chef sofort die Stelle.

Nun fuhr der Juwelier zum Stadthaus, Zimmer 107.

Überrascht hörte man dort seinen Bericht an.

Ein Kriminal-Kommissar Krause war vollständig unbekannt. Auch von einem Obersten nebst Frau wußte man nichts, ebenso wenig von einem Grafen Ludomirsky.

Die nunmehr einsetzenden Erhebungen ergaben am Ende, daß sowohl der Graf, wie auch der Oberst nebst Frau, der falsche Kriminal-Kommissar und die beiden Schutzleute Mitglieder einer internationalen Gaunerbande waren, die in geschickter Zusammenarbeit diesen genialen Gaunerstreich erdacht und ausgeführt hatten.



Frühlingswind

Aug. Beck

DIE LUSTIGE „JUGEND“



K. Krischala

„A propos — Liebling — wann wolltest deine Mutter uns besuchen?“

Liebe Jugend

Der Detektiv Bénédikt Plat geht durch den Tullerengarten. Er hört gerade, wie der Führer einer englischen Reisegesellschaft erklärt:

„Durch diese Tür, Ladies and Gentlemen, ist Eugénie entflohen!“

Der Detektiv Plat tritt näher und guckt herum.

„Stimmt!“ sagt er. „Man sieht noch die Fußspuren!“

Auf einem freien Platz der Residenzstadt hatte sich unlängst an einem schönen Vollmondabend ein fliegendes Observatorium etabliert. Da ich stets für unseren Trabanten ein starkes Interesse hatte, entrichtete ich 20 Pfennig und ließ das Glas einstellen, wobei ich bemerkte, daß der Mann schon etwas tiefer in ein anderes geschaut zu haben schien.

Doch welchen Anblick bot heute der Mond — wo waren der Kepler, Brahe und die anderen Berge mitsamt den Meeren? Alles aufgelöst in unerträglichem Glanz, der das Auge blendete und den ganzen Gesichtskreis füllte. Da fand ich die Lösung. Jener hatte in verzeihlichem Irrtum das Rohr statt auf den Mond auf eine elektrische Bogenlampe gerichtet.

Die rote Nase

Wanderer: „Ist es gefährlich, hier über die Weide zu gehen? Der Bulle sieht so wütend aus!“

Bauernmädel: „Och, wenn Sie Ihre Nase mit Kreide anmalen, können Sie ruhig rübergehn.“

Freundschaft

Pimpf und Zimpf sind nicht nur Nachbarn, sondern auch gute Freunde. Pimpf ist verheiratet und mit einer Schär Kinder gesegnet. Zimpf hingegen ist Junggeselle. Pimpfs Kinder spielen oft auf dem Grundstück von Zimpf und toben mächtig in dessen Garten herum. Zimpf ist dies sehr peinlich.

„Sag mal, Zimpf!“, meint Pimpf eines Tages zu Zimpf, „stört's dich nicht, wenn meine Kinder immer in deinem Garten spielen?“

„Aber, Pimpf!“ antwortet Zimpf, „ganz und gar nicht! Du weißt doch: Meiner Freunde Kinder sind auch meine Kinder.“

Mißverstanden

Nach einigen Stunden Unterricht fragte der Schillehrer: „Welches ist die beste Bindung?“ und sieht Fräulein Vally erwartungsvoll an. Die eifrige und aufmerksame Schülerin erwidert sofort: „Die Ehe!“

Aber mein Herr, die Ausdauer, mit der Sie mich verfolgen, ist geradezu ungeheuerlich, ich weiß gar nicht, wie ich Sie heißen soll!

Oh, gnädiges Fräulein, nennen Sie mich ruhig Artur!

Wenn du deine Suppe nicht essen willst, dann gebe ich sie dem Bettler, der täglich an unsere Tür kommt!

Das ist recht, Großmutter, du wirst sehen, daß er dann nicht mehr kommt!

Bei der letzten Ausstellung sah man eine wunderbare Maschine: Oben hinein kam das Leder, und unten heraus kamen fertige Schuhe!

Das ist noch gar nichts! Denk dir bei der letzten landwirtschaftlichen Ausstellung gab es eine Maschine, oben hinein kamen die Trauben und unten heraus kamen Betrunkene!



Der Grandthuber

Maçon